



Budapestre vonatkozó újságcikkek

Szerző:

Cím: *Ein Roman aus der vornehmen jüdischen Gesellschaft Budapests*

Forrás: *Pester Lloyd Mbl*

Bn

(Hely)

1923. 8. 19.

(Idő)

(Köt. v. füz.)

(Oldal)

Osztályozás

Tárgy *303.31*

Hely

Idő *"1923"*

Személy

Helyszám

„Ein Roman aus der vornehmen jüdischen Gesellschaft Budapests.“

Ein sonderbares Buch kommt uns aus Wien zu, das durch einen roten Anschlag mit den Worten „Ein Roman aus der vornehmen jüdischen Gesellschaft Budapests“ offenbar die Aufmerksamkeit auf sich lenken und schon von vornherein Sensation erregen soll. Der eigentliche Titel des Romans ist „Die Heimtlosen“ und als Verfasserin zeichnet eine Dame, die sich Wilma v. Bukelich nennt. Das Buch ist hübsch ausgestattet, umfaßt nicht weniger als 368 Seiten und wurde vom Deutsch-österreichischen Verlag in Wien ediert; denn die alte Kaiserstadt hat nach wie vor ein Faible für literarische Werke aller Art, die Ungarn unangenehm sein könnten. Darüber besteht nämlich kein Zweifel, daß die Absichten der Verfasserin und des Verlags darauf gerichtet sind, in Ungarn Aufsehen, und zwar unangenehmes Aufsehen zu erregen und dadurch dem Roman Leser und Abnehmer zu verschaffen. Denn der gute Wiener weiß: „Wer schimpft, der kauft,“ und daß man über „Die Heimtlosen“ in manchen Kreisen Budapests ein nichts weniger als freundliches Urteil fällen wird, unterliegt keinem Zweifel. Trotzdem möchten wir vorerst sagen, daß es überflüssig ist, gar zu ungehalten über die Arbeit der Verfasserin zu sein, denn von einigen und nicht wenigen Abgeschmacktheiten abgesehen, ist der Roman nicht so schlecht, wie er in manchen Kapiteln erscheint. Nach alledem, was die jüngste Schriftstellergeneration Oesterreichs über Ungarn „zu schreiben“ gibt, könnte auch der neueste Roman noch viel schlechter sein als er ist.

Was wird erzählt? Einige ungarische Juden aus der Provinz kommen nach Budapest, wollen hier Vermögen, Position und Ruhm erwerben, und scheitern fast samt und sonders auf ihrem Lebenswege. Da ist zum Beispiel der junge Alfred Görgei, der Sohn des Moriz Görgei und der Gattin dieses Moriz, der weder von seinem Vater die Energie, noch von

seiner Mutter die Schönheit geerbt hat. Ein Schwächling, aber ein musikalisches Talent, das sich allerdings nicht zu entwickeln vermag. Er komponiert, hat aber keinen rechten Erfolg, verliebt sich und hat bei den Damen ebenfalls keinen Erfolg, will sich an einer Aktion für den Zionismus beteiligen und hat wieder keinen Erfolg, und zieht schließlich als Freiwilliger in den Krieg, womit der Roman schließt, ohne uns mitzuteilen, ob der junge Mann wenigstens auf dem Schlachtfeld einen Erfolg aufweisen konnte. Nach alledem was wir von ihm erfahren haben, können wir annehmen, daß er auch beim Militär ein — verzeihen Sie das harte, von der Verfasserin gern benützte Wort — Schlemihl geblieben ist.

Ebenso schwankend und schwächlich, wie dieser Alfred Görgei, sind auch die meisten seiner Schulkollegen, deren sogenannte Werdegang in diesem Roman gezeigt werden soll. Da wäre beispielsweise ein Tibor Schwarz, der hungert und friert, um sich „Rembrandtsche Handzeichnungen“ kaufen zu können. (Die Verfasserin des Romans hätte in einer Fußnote angeben sollen, wo man diese billigen „Handzeichnungen“ Rembrandts bekommt, denn den armseligen Betrag, den ein Student erübrigen kann, wenn er dann und wann auf sein Nachtmahl verzichtet, würde jeder Bessersituierte gern opfern, um zu solchen Handzeichnungen zu kommen.) Doch ein noch

merkwürdigerer Junge ist Daniel Rosenberg, der in Budapest Medizin studiert, aber sich zumeist damit beschäftigt, für Recht und Gerechtigkeit einzutreten, wobei ihm jedoch das Malheur passiert, daß ihm selbst niemals Recht und Gerechtigkeit wird. Ist übrigens das Los des Schönen auf Erden. Diese und noch einige junge Herren finden sich von Zeit zu Zeit im Hause Görgei ein, wo sie die großen Probleme der Gegenwart im Handumdrehen lösen möchten, einen Bund gründen, eine Zeitung ins Leben rufen, kurz, die Welt von Grund auf verbessern wollen. Daß Papa Görgei diese überflüssigen idealistischen Debatten nicht besonders liebt, kann man dem praktischen Kaufmann nicht übelnehmen. Scheint

übrigens ein widerlicher Kerl und ein Zerrbild nach der Natur zu sein. Die Autorin schildert ihn folgendermaßen: „Er nahm aus seinem Schreibtisch die dicke, rotbebanderte Zigarre, deren Spitze er mit seinen goldplombierten Zähnen erst zerbiß und mit der dicken Zunge und den wulstigen Lippen umständlich zerweichte und beleckte. Dann spie er das Ende aus, mitten auf den vornehmen Perserteppich, wohin er auch die Asche fallen ließ, nachdem die Zigarre angeraucht war. Dann ließ er sich äußerst gemütlich in den breiten Schaukelsessel gleiten und wippte auf und ab.“

Lassen wir ihn wippen und wenden wir uns seiner Gattin zu. Das ist eine sehr schöne Frau, aber sie scheint es mit der Moralität nicht sehr genau zu nehmen. Zum mindesten erzählt uns die Verfasserin, daß — wir zitieren wörtlich — „keiner ihrer Liebhaber sie ganz befriedigte, obwohl sie diese aus den verschiedensten Lebenssphären wählte. Den Vater ihres schönen blauäugigen Knaben kannte keiner. Vielleicht sogar sie selber nicht.“

Da schon Napoleon I. sagte, daß die Suche nach der Vaterschaft unstatthaft sei, wollen wir uns mit diesem Thema nicht weiter beschäftigen, sondern nur konstatieren, daß Wilma v. Bukelich, die die Männer zumeist als gebrechlich und hinfällig darstellt, die Frauen als kräftig und energisch zeichnet. Neben den jungen Israeliten, die aus der Provinz nach Budapest kamen, werden uns auch junge Israelitinnen vorgeführt, die ebenfalls die kleinen Dörfer und Städte verließen, um in der Hauptstadt ihr Glück zu machen. Ganz besonders scheint der Verfasserin Fräulein „Lydike Kraus de Nagybombath“ ans Herz gewachsen zu sein, die schon in Püspökladány durch ihren Liebreiz auffiel, in Budapest aber die ganze vornehme Herrenwelt in Begeisterung versetzt. Wenn man der Autorin Glauben schenken darf, liebt Fräulein Lydike zwei Dinge; die von Gerbeaud hergestellten Mäschereien und den schon erwähnten Daniel Rosenberg. Den Gerbeaud läßt sie sich ins Pensionat kommen, sie selbst besucht aber den Daniel in seiner Schwengube, und

nicht genug daran, steht sie auch einem Maler, der, von ihrer Herrlichkeit entzückt, sie umschwärmt, Modell, und zwar als Mona Bauma ohne Mantel. Bleibt indes rein und keusch, wie das Eis am Nordpol, das man bisher nicht einmal im Flugzeug erreichen konnte.

Doch wozu die wirren und unmöglichen Dinge, die dieser Roman in reichster Fülle bietet, noch weiter anführen. Fräulein oder Frau Wilma v. Bulelich sollte doch von ihren Geschlechtsgenossinnen eine weit bessere Meinung haben und wissen, daß derartige Aberrationen, um nicht zu sagen Pervertitäten, wie sie in diesem Roman zu Dutzenden aufgetischt werden, nicht im Leben, am allerwenigsten in der Gesellschaft vorkommen, und höchstens in der Phantasie, und zwar in der franken Phantasie, sensationslüsterner Schriftstellerinnen auftauchen.

Zu bemerken wäre noch, daß das Buch stellenweise ganz gut geschrieben ist, stellenweise aber wieder schäblichste Modernitäten bringt, die den meisten Lesern auf die Nerven gehen dürften. Als Beispiel sei die Schilderung der Brautjungfern bei einem Hochzeitsest wiedergegeben: „Alle bewußt. Alle defadent. Ein Schuß Uranium und ein Schuß blonde Bestie. Eine Linde Jhenismus und ein paar Löwe Dinnen-tum. Und viel naive Genußsucht. Und doch eine Spur Müdigkeit. In der Geste. In den allklugen und wissenden Bemerkungen. Und unglaublich viel Eleganz. Toiletten, Schmuck und Blumen. Blumen über alles. Und Schußsucht.“

Wie man sieht, zeigt dieser Stil eine Fülle von „und“ und eine Fülle von Punkten dazu. Wo die Gedanken fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein und und ein Punkt sich ein. Wem das nicht genügt, dem ist nicht zu helfen.

Doch man glaube nicht, daß bloß die Juden in diesem Roman schlecht wegkommen, die bald als Sozialisten, bald als Chauvinisten, bald als Pazifisten, bald als Kriegsheher, bald als Idealisten, bald als Materialisten, bald als Heimatlose, bald als Patrioten geschildert werden. Wilma v. Bulelich politisiert auch. Sie behauptet u. a., daß Tisa Pista nicht auf der Höhe seiner Aufgabe stand, daß der Name Apponni Obstruktion bedeute, Bänffy für Geld Apfelsbirese verkaufte, kurz, sie bewährt sich auf dem Gebiete der Politik als ebenjo versiert, wie auf dem Gebiete der Psychologie und der Erzählungskunst. Daß sie die Zigeuner im schwarzen Frack „Talbra Magyar“ (mit b!) spielen läßt, beweist, daß die Verfasserin der Heimatlosen in Ungarn sicherlich nicht heimisch ist, und so wäre ihr denn zu empfehlen, daß sie in Zukunft nicht an ein Thema rühre, das sie weder geistig, noch künstlerisch beherrscht, und nicht an die Schilderung, ja selbst Karikierung einer ehrenwerten Gesellschaftsschicht sich wage, deren Ernst, Fleiß, Familiensinn, Moral und Vaterlandsliebe sie weder kennt, noch ahnt. Wer das Schrifttum liebt, muß deshalb noch keinen Roman schreiben und am allerwenigsten einen schlechten. Wer die Literatur liebt, soll sie in erster Reihe achten und durch böswillige Tendenz und häßliche Sensationshasterei niemals entweihen. Wenn Wilma v. Bulelich wirklich das Schrifttum liebt, kann man ihr nur raten: „Laß ab von der Liebe; sie ist dir nicht gesund.“